

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1908

193 (20.8.1908) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 67

Donaueschingen.

Von Max Winter-Wien.*

Als mich im vorigen Sommer mein Weg durch den Schwarzwald führte, bekam ich in Hohensträßen Gesellschaft ins Koupee. Einige Jungen mit Studententappen und dem Schürzen auf dem Rücken, Nealschüler, Untertertianer. Frische, muntere Führer, die in der nächsten Nähe wohl Defschid wußten. Vom Hohensträßen und vom Hohensträßen wußten über die allerengste Heimat hinaus war ihr Forscherblick noch wenig gedungen. Wir näherten uns immer mehr dem Quellgebiet der Donau. Da begann der Lokalpatriot in mir die Jungen zu prüfen: welche wohl die größte Stadt an der Donau sei. Erst verlegenes Schweigen und Ueberlegen der Untertertianer — dann aber eine feste, frische Antwort, wenn auch keine siebenjährigen Schulbesuches würdige: Schwenningen. Die vielen — ingen, die der Schwarzwaldführer tags zuvor meinem Gedächtnis aufgewungen hatte, waren bei mir in Unordnung geraten und ich konnte im Moment Schwenningen und Welschingen, Zimmendingen oder Geisingen nicht gut unterscheiden und nicht ohne weiteres zugeben, daß Schwenningen die größte Donaustadt ist, zumal diese größte Schwarzwaldstadt am Ursprung des Neckars liegt; aber die Antwort reiste zu weiteren Fragen.

„Durch welcher Länder fließt die Donau?“ „Ostreich!“ „Kennst du eine Stadt in Oesterreich?“ ... Schweigen ... „Wie heißt die Hauptstadt?“ „Wien.“ „Bravo! Aber an welchem Fluß oder Strom liegt Wien?“ ... Wieder Schweigen ... „An der Donau!“

Vielleicht wird mir der dreizehnjährige Knirps später einmal bei einer hochnotpeinlichen Geographieprüfung Dank gewußt haben, daß ich ihm diese Kenntnis beigebracht habe — aber auch mir hatte diese Prüfung genügt. Sie hatte mich an unsere Schulweisheit über den Schwarzwald erinnert. Was haben denn wir vom Schwarzwald gelernt? Was lernen die Ruben von heute vom Schwarzwald? Zunächst wohl nur, daß die Donau bei Donaueschingen entspringt und dann auf einer Oberstufe erzählt ihnen der Lehrer einmal von den Schwarzwaldbrühen, die es so eigentlich sind, die den Schwarzwald weltbekannt gemacht haben.

Aber diese so anheimelnden Uhren mit ihren geschnitten Holzgehäusen und ihren bunten Zifferblättern, wohl auch mit dem Ruck als Stundenrufer, umgeben sie den Schwarzwald, nicht auch dem mit dem Zauber der Sehnsucht, der sonst nichts vom Schwarzwald weiß? Wo solche Uhren ticken, gibt es gemütliche Stuben und gemütliche Stuben sind in netten Häuschen und darüber ist ein rotes Dach oder eine grünemooste Strohdach und inmitten der Siedelung, die Dächer überragend, ein grüner Turm, freudig grüßend im Sonnenlicht und ringsum Wald, schwarzer Nadelwald, hoch aufsteigend. Im Wald aber und in Dorf und Stadt freundliche, lebensstättige Menschen, und zu allem Anheimelnden die weichen gemütlichen Dialekte und bis in unsere Tage erhalten eine Fülle eigenartiger Trachten, die wir sonst nur — und da verfälscht — auf dem Theater und in den Tanzsälen bei Maskenfesten zu sehen bekommen. Schwarze Hauben und Moirébänder daran, die breit über die Wangen geschlagen und unter dem Kinn zur Maske gebunden werden. Wer aber das „Schäppel“ sehen will, die hohe Krone, mit Goldblech und buntem Glaszinn besetzt, muß selber kommen und dabei noch das Glid haben, daß ihm ein Brautzug über den Weg läuft. Auf den Bahnhöfen stehen Bauern mit auffallend großen Nasen über dem Stoppelfeld der Oberlippe, das wohl nur einmal in der Woche unter das Schermesser kommt. Es ist, als ob der Rastler dann die Nase immer so energisch wegzüge, um sie vor der Staßschneide zu schützen, bis sie schließlich groß und immer größer wird.

Immer höher kriecht der Zug hinan der Hochebene der Baar entgegen, durch hellfreundlichen Buchenwald und darüber bauen Föhren und Fichten die schwarzen Wände, die dem Gebirge den Namen geben. Ab und zu ein Blick in ein Seitental, auf ein Föhrenwäldchen, auf schöne glatte Straßen, auf eine Mühle oder Brettsäge, auf einen Holzschlag, über den die Holzschleifer die entrindeten Stämme, an einer Kette zusammengefaßt, von ihren Pferden zum Wagen schleifen lassen, auf rote Heiden, auf wogende Kornfelder, auf saftgrüne Wiesen und Weiden, darauf prächtiges Vieh grasst, so prächtiges, als wäre es aus der benachbarten Schweiz hierher getrieben worden, dann Tunneln in langer Reihe und immer neue überraschende Ausblicke von der kühn angelegten, vielfach an unsere Semmeringbahn erinnernden Schwarzwaldbahn. Endlich bei Gattingen ein träger Wasserlauf, bis in die Mitte schiffbestanden und weiter oben gar wie übersät von Myriaden kleiner weißer Blüten, die wie Schneeflocken auf dem grünen Spiegel liegen: die Donau. In vielen Windungen durchfurcht sie die Flur, ein stiller Flußlauf wie etwa die March, dort wo die nächste Krümmung den Ausblick auf sein Bett raubt, ein Entenweiler eher als der Zungenflurum des stolzen Stromes, der 2840 Kilometer weit seine Tropfenmüllarden wälzen muß, ehe er sie, vom schwarzen Wald kommend, dem schwarzen Meere vernählt.

Eine Stunde später stehe ich im Park von Donaueschingen vor der Donauquelle, eigentlich vor einer der vielen, die in dem Park des Fürsten Fürstenberg und in seiner Umgebung aufquellen, um dann gemeinsam mit der Brigad die Donau zu bilden. Auch die Brigad ist schon ein Sammelbett für zwei, von denen der Schwarzwaldler sagt:

Die Brig und Breg
Bringen die Donau z'weg.

Beide aber, Brig und Breg, sind Kinder der Hochebene Baar, deren fruchtbarstem Leih sie entspringen. So macht denn auch der Künstler, dessen Aufgabe es war, die Donauquelle architektonisch zu umkleiden, die Baar zur Mutter der Donau. Die Marmorgruppe, welche die Handluftrade des kreisrunden Quellbeckens überhöht, stellt die reise Frauengestalt der Baar dar, die mit ihrer Linken den lieblichen Leib der jungen Donau umfängt, während die Rechte dem Sproßling den Weg weist, den er aus dem alten Schloßpark hinaus in die Welt nehmen soll. Wie weit der Weg ist, sagt die Flußlänge, die in den Marmor eingegraben ist, und wie hoher Herkunft die Donau ist, sagt die zweite Zahl: über dem Meere 678 Meter. Da kann sie freilich die Vorname spielen, die es nicht eilig hat, auf ihrem langen Wege vom Schwarzwald bis zu den Niederungen der Balachei und sie kann noch etwas, manchmal alles von ihrem Reichtum im Quellgebiet hergeben und damit den Vater Rhein beglücken. Das tut die junge Donau bei Zimmendingen. Dort wird sie plötzlich zur Höhlenforscherin und sendet durch die Spalten ihres Bettes viel von ihren Wassern in unbekante Tiefen, aus denen diese einige Kilometer südwestlich bei dem Dorfe Nach wieder mit elementarer Macht als größte Quelle Deutschlands zutage brechen und, da ein Hochplateau dazwischen liegt, nun dem Bodensee und Rhein zueilen. Der Volksglaube hatte längst dieses Naturspiel behauptet, aber bewiesen konnte es erst werden, als man die junge Donau einmal tüchtig salzte, ehe sie in den Spalten unterging. Viele Stunden später brachte die Nach salzige Fluten zutage: nach dem Ablauf von 32 Stunden die ersten Salzspuren, nach 60 Stunden den größten Salzgehalt und nach 92 Stunden war die Quelle wieder salzfrei.

Doch kehren wir wieder in den Park zurück und in das freundliche Städtchen an der Brigad, nach Donaueschingen, dem derselbe Sturmwind, der Zepplins sieghaftes Luftschiff zerstörte, fast Vernichtung brachte. Von der immergrünen Wälder, welche die steinerne Balustrade der Donauquelle umgibt, wandern wir, nachdem wir noch einen Becher Donauwasser gekostet haben, in den Park, vorbei an riesenhaften Eschen und dem Brigadkanal entlang und an den Ufern des Teiches, in dessen Mitte ein Inselchen mit der Donaugruppe steht, dahin, den anderen Quellen der Donau nachspürend, die wir in dem kristallhellen Wasser auf dem Grunde aufquellen sehen. Dann in

Die Günsen wenden, um die Weintraube das ganze Jahr frisch genießen zu können, eine eigentümliche Methode an. Sie hohlen einen Kürbis aus, entfernen die Samenkörner aus dem Innern und legen die Trauben in den so ausgehöhlten Kürbis. Dann wird das ausgeschnittene Stück wieder als Deckel sorgfältig in die Öffnung gepakt und gedrückt.

Dezimalrechnungen wurden früher auf die Araber zurückgeführt. Jetzt weiß man, daß schon die Babylonier diese Rechnungsart kannten. Man stützt sich auf die Rechenartafel, die schon Jahrhunderte bekannt, von keinem Mathematiker des Altertums aber beachtet wurde. Die Tafel, d. h. die Ziffern derselben können genau mit den Inschriften von Babylon in Einklang gebracht werden, so daß die Tafel ohne Zweifel babylonischen Ursprungs ist. Liegt man die Tafel ohne Zweifel halbdäuischen Ursprungs ist. Liegt man die Tafel ohne Zweifel halbdäuischen Ursprungs ist.

Die Frauen über Frauen denken. Ein Besuch, das jüngst die Pariser Telephonistinnen an den Minister des Post- und Telegraphenwesens gerichtet haben, dürfte ganz besonderes Interesse erregen. Die Damen bitten nämlich unterläufig, daß man an die Stelle der Aufseherinnen, deren Befehlen sie sich zu fügen haben, wieder, wie früher, Aufseher, mit anderen Worten: Männer setzen möge. „Einem Manne“, schreiben sie, „wollen wir recht gerne gehorchen, die Tyrannei einer Frau aber ist unerträglich. Frauen sind nicht imstande, über andere Frauen unparteiisch zu urteilen, weil sie alle auf einander neidisch oder eifersüchtig sind. Ein schönes Kleid, ein neuer Hut, ein aparter Besatz, eine einfache Schleife können eine Vorgesetzte, die etwas armfelliger gekleidet ist, in die größte Wut versetzen. Und wird eine nicht besonders gebildete Aufseherin, wenn sie es mit einer geistreichen und schlagfertigen Angestellten zu tun bekommt, nicht unter einer Inferiorität, die sie sich im stillen selbst eingestehen muß, furchtbar zu leiden haben? Und wird sie nicht, wenn sie den Augenblick für gekommen hält, gegen die Dame, von der sie sich gedemütigt fühlt, ihre kleinliche Rache ausüben?“

Ein seltsamer Handelsartikel. In Nordamerika wird schon seit längerer Zeit ein sehr bedeutender Handel mit alten, abgenutzten Gummischuhen betrieben, die voriges Jahr pro Pfund 13½ bis 14 Cents galten. Bekanntlich fürchtet man, daß die natürlichen Gummi- oder vielmehr Kautschubbäume nicht mehr genügend Material liefern, um den Weltbedarf zu decken. Zahlreiche Kleinhändler der Vereinigten Staaten haben nun hunderte von Tonnen alter Gummischuhe aufgesammelt und hoffen auf gute Preise. Vorderhand scheinen sie sich aber getäuscht zu haben, denn heute gilt das Pfund 7 Cents. Die 12 in den Vereinigten Staaten in Frage kommenden Fabriken, die die Kautschutregeneration vornehmen, haben dieses Jahr 15 000 Tonnen Gummi auf dem Weltmarkt verbraucht und da sie 4000 Tonnen Guayulegummi verarbeitet haben. Ein Pfund Guayule enthält aber an und für sich schon einige Pfund regenerierten Gummi. Nach der „India Rubber World“ sind also die Aussichten der Spekulant nicht besonders glänzend, umso weniger, als in Amerika 15 000 Tonnen alte Gummischuhe bereit liegen, in Rußland 5—6000 Tonnen und im übrigen Europa auch 3000 Tonnen, die sofort bei steigender Konjunktur auf den Markt gebracht werden sollen.

Aus den Wigblättern.

„Jugend.“ Fröhchen wird, vom Herumtollen erhit, zu Bette gebracht und muß vor dem Schlofen noch schnell beten: „Ich bin noch klein, mein Herz ist rein, soll niemand drin als Jesus allein.“ Dabei untersucht er die Stelle, wo sein unruhiges Herzchen pocht, das er überhaupt zum erstenmal wahrnimmt. Aufgeregt meldet er: „Mama, der Herr Jesus macht hopapa! hopapa!“

Entschuldigend. „Was, du hast dich verlobt?“ — „Gott ja, — jeder Mensch hat doch mal 'ne schwache Stunde.“

Ein Oxyer der Erziehung. „Sagen Sie mal, Herr Meyer, warum haben Sie mit Ihrem Gelde eigentlich nicht geheiratet?“ — „Ja wisse Se, wie ich noch jung war, ham mer die seguelte Auffklärung noch nit g'habt.“

Allerlei.

Eine Riesenuhr, die ihre bekannnten europäischen Rivalen, nämlich die von Mecheln in Belgien und die Londoner Parlamentsuhr, weit hinter sich läßt, befindet sich in der Stadt Nevers und zwar auf dem Dache der Fabrik von Colgate und Komp. Sie ist so angebracht, daß sie täglich von den Kaufenden, die von Newyork aus über den North River oder in umgekehrter Richtung fahren, gesehen wird. Das Zifferblatt hat einen Durchmesser von ungefähr 11½ Meter. Da es nachts durch einen Kranz von Lampen beleuchtet wird, vergrößert sich der Durchmesser dadurch auf 12 Meter. Der Stundenziger mißt in der Länge 4½ Meter und ist an seiner breitesten Stelle etwa 1¼ Meter breit. Um ihn zu transportieren, waren sechzehn Mann nötig, die sich in einer Reihe mit der Schulter darunter stemmten. Der Minutenzeiger ist etwa 6 Meter lang und wiegt mit seinem Gegengewicht etwa 600 Pfund. Jede halbe Minute bewegt sich seine Spitze mit einem Rad um etwa 30 Zentimeter weiter. Da man die Ziffern aus der ungeheuren Entfernung doch nicht lesen könnte, so sind sie durch pechschwarze, fagförmige, etwas zugespitzte Figuren ersetzt, von denen jede bedeutend größer ist als ein Mensch. Die Beleuchtung geschieht durch elektrische Lampen und zwar ist jede Minute durch eine vierkerzige, jede Stunde durch eine 96 Kerzen starke Flamme markiert. Auch die Zeiger sind mit elektrischen Lampen umrahmt, und zwar der Minutenzeiger mit 40 vierkerzigen Lampen während der etwas kurze Stundenziger 34 trägt. Das Pendel ist etwa 2½ Meter lang und das Gewicht, das es trägt, wiegt etwa 300 Pfund.

Das Monnoment im Weinteller. Wie man weiß, macht es den italienischen Winger wenig Freude, wenn sie von einer exzeptionell guten Ernte „heimgefußt“ werden, weil dann die Ueberproduktion die Preise allzusehr drückt und man aus Mangel an Fässern oft den alten Wein auslaufen lassen muß, um für den neuen Raum zu schaffen. So war es im Jahre 1907 der Fall, als Italien eine Ernte von 59 Millionen Hektolitern hatte. In diesem Jahre ist ein ähnlicher Segen zu erwarten. Wie nun aus Rom berichtet wird, sind die Winger außer sich und bestürmen die Regierung um Hilfe, da der vorjährige Wein noch unverkauft ist. Aber wie soll man den Konsum heben? Oktroiherabsetzung, Tarifiermäßigungen helfen nichts, davon will auch die Regierung nichts wissen. Staatsminister Luzzatti, der oft grandiose Einfälle hat, meinte, wenn nur jeder italienische Einwohner einen Liter jährlich mehr trinke, wäre die Krifis gehoben. Egmimister Vaccelli, der große Mediziner, schlug hingegen vor, einen „vino popolare“ herzustellen, der jeder Waise zugänglich wäre. Aber auch dieses Remedium stieß auf Hindernisse. Da war ein Wirt in Catania findiger; er schlug ein Stundenabonnement für den Weingenuß vor und normierte den Stundenpreis auf 15 Centesimi, wobei der Abonment das Recht hat, soviel zu trinken, als er bewältigen kann. Jede weitere Stunde kostet wieder 15 Centesimi. Das Beispiel fand bald Nachahmung, in Aciacatena setzte ein Winger das Kellerabonnement per Stunde auf 10 Centesimi und für zwei Stunden auf 15 Centesimi herab. Man kann sich denken, welchen Zuspruch er hat, aber auch welche Räuße er hervorbringt. Uebrigens griff die geniale Idee auch nach dem Festlande über. In der Nähe von Bologna haben die Wirte der Landstädte sie ebenfalls durchgeführt, nur sind dort wegen der feineren Qualität des Weines die Abonmentpreise höher: für die erste Stunde zahlt man 40, für die zweite 30 und für die dritte 20 Centesimi. Wie die Blätter berichten, haben sich aber viele Abonmenten eingefunden, die im Schwelge ihres Angehicks und in Hemdsärmeln dem Verteilungsverf obliegen.

Die Idee des Stundentrinkens ist übrigens nicht neu; man hat sie früher in deutschen Weingegenden, z. B. im südblichen Elsaß, gekannt, deren Produkt nicht ausgeführt werden konnte und alljährlich an Ort und Stelle konsumiert werden mußte; stand ein reicher Herrbit in Aussicht, so wurde ausgehellt, daß man da und dort die Stunde für soundsoviel trinken könne.

Verkauft sind, mit der Auffassung der neuen aber warnte man die zum September. Ein vorzügliches Vorbeugungsmittel gegen den Blauschimmel in den Weinstöcken ist die heftige Fährereszeit pro Tag und Stück zwei Eßlöffel Essig in das Futter gibt.

das alte Städtchen, in das mittelalterliche St. Inga, das ein halbes Jahrtausend dem Kloster Reichenau gehnftpflichtig war, bis es im 15. Jahrhundert zum Besitz des mächtigen Hauses Fürstenberg geschlagen wurde, später gar zur Residenz der Fürsten wurde, die nicht nur ein weitgerühmtes Bier brauen — auf den Wagneten ist das „Fürstenbergbräu“ für die patriotischen Kehlen ausdrücklich als „Tafelgetränk Seiner Majestät des Kaisers“ bezeichnet —, sondern deren jetziger Majoratsherr auch sonst — nicht allein als Bierbrauer — die Gunst des Kaisers „Wilhelms des Großen“ genießt. Jahr um Jahr ist Wilhelm Fürstenbergs Jagdgast und daß die Bevölkerung diese Ehre entsprechend einzuschätzen weiß, erlebe ich abends im Schützenhotel, wo mir der Kellerer auf meine Bitte, mir den „Simplizissimus“ zu geben, erklärt: „Dieses Blatt haben wir uns nicht eingeführt.“ Im Tone lag etwas wie Verwunderung und etwas wie Enttäuschung.

Was sonst von Donaueschingen zu erzählen ist. Es ist ein liebes, nettes Städtchen; die Kirche und das Schloß liegen etwas höher, einige frumme Gäßchen verleihen ihm malerische Reize; aber es ist nicht wie andere Schwarzwaldstädtchen mitten in den Wald gestellt. Auch Donaueschingen ist ein Gewächs der Aar. Aber einen großen Schatz hat es, die Fürstenbergische Hofbibliothek, die mehr als 120 000 Bände und mehr als 1000 altdeutsche Handschriften zählt. Hier wird auch die Erinnerung an einen großen frohen Deutschen lebendig, an Josef Viktor Scheffel, der hier als Bibliothekar den Kobler der Ribungen zu hüten hatte und von dessen Weilen in Donaueschingen ein Sang an den „Heiligen“ — eine Strafkasse des Schöffenschen Stammtisches beim „Falken“ — frohe Kunde gibt. Manah eine Flasche des „Markgräflers“, „Affentalers“ oder eines anderen Schwarzwalder Weines mag da durch die Kehle des „Trompeters von Säckingen“ geronnen sein und manch ein treuer „Effehard“ mag ihm heigekunden haben. Ein guter Trost ist wohl der, daß es den tüchtigen und arbeitsfreudigen Schwarzwaldbauern bald gelingen wird, ihre Donaueschingenstädte wieder aufzubauen, so schmud und nett, wie es bisher gewesen ist.

*) Wir entnehmen diese hübsche Blanderei über Donaueschingen der „Wiener Arbeiter-Zeitung“.

Wie können wir unsere Kinder am besten „aufklären“?

Antwort: Das Beste ist, daß wir sie gar nicht aufzuklären brauchen, daß wir es geradezu vermeiden, daß sie einmal „aufgeklärt“ werden müssen, daß wir der Notwendigkeit einer „Aufklärung“ mit aller Aufmerksamkeit vorbeugen.

Dem Arbeiter und der Arbeiterfrau ist das Wort „Aufklärung“ ja bekannt und geläufig. Sie beide müssen freilich „aufgeklärt“ werden, weil sie in ihrer Jugend- und Entwicklungszeit schiefe und falsche Darstellungen und Begründungen über Ursachen und Zusammenhang des Weltgeschehens gehört haben. Sie sind lange Zeit in Dämmerung und Unklarheit über ihr Leben und ihr Lebensziel herumgeirrt, so müssen sie nun auf den richtigen, hellen Weg geführt werden. Sie müssen mit großer Mühe von Grund aus umlernen, sie müssen die Welt mit neuen Augen und mit neuem Geiste anschauen lernen. Sie müssen von der zweiten Hälfte ihres Lebens ein unerhört großes Stück Zeit und Mühe darauf verwenden, die Irrtümer und Lügen der ersten Hälfte aufzuklären und abzutun. Wieviel Spannkraft für ein Weiterschreiten noch da, wenn nicht die Notwendigkeit der „Aufklärung“ so sinnlose Opfer an alledem fordert!

Nun hat die Arbeiterklasse noch nicht Macht genug, durchzusehen, daß die Schule nun wenigstens ihre Kinder in unbeschränkter Erkenntnis der Wirklichkeit, ohne Vorurteile und ohne Gefundenheit aufzuziehen. Sie muß auch an ihren Kindern noch erleben, daß die Schule vieles dunkel läßt und vieles verschleiert, daß auch ihre Kinder wieder noch mühsam später um eine „Aufklärung“ ringen werden müssen. So sollten die proletarischen Eltern um so ernstlicher dort, wo sie unbeschränkter Einfluß haben, in der häuslichen Erziehung ihrer Kinder, grundsätzlich von vornherein jedes Dunkel, jedes Erlichthföhren, jedes Verschleiern verschmähen, sollten natürlich und frei und klar zu ihren Kindern sprechen, wenn sie wißbegierig zu ihnen kommen. Wo überhaupt in der proletarischen

Familie noch Erziehung der Kinder möglich ist, da sollte sie unbeeinträchtigt und rücksichtslos offen und ehrlich sein. Auf jedem Gebiete; aber hier wollen wir ja nur von dem sexuellen Gebiete sprechen.

Und das Kind macht es den Eltern ja so leicht, einer späteren „Aufklärung“, die ihnen peinlich werden könnte, vorzubeugen. Es fragt in einem Alter, wo es selber noch in harmloser Neugier alle Dinge betrachtet, wo die Eltern noch in ihrer ganzen geistigen Ueberlegenheit über das Kind sich sicher fühlen. Sie haben nichts weiter zu tun, als die Kindesfragen so rein und unbefangenen aufzufassen, wie sie gemeint sind, und sie so ruhig und selbstverständlich zu beantworten, wie sie jede andere Frage beantworten. Wir Eltern selber schaffen uns erst die Schwierigkeiten und die Notwendigkeit einer späteren „Aufklärung“, wenn wir bei den frühen Kinderfragen es nicht über uns bringen, genau so unbefangenen zu sein, wie das Kind. Denn wenn das Kind mit der Antwort hingehalten worden ist, und als älteres Kind zweifellos mit irgend welchen Hintergedanken fragt, so ist dann die natürliche Unbefangenheit sehr schwer wieder herzustellen. Oder wenn wir das Kind erst mit Storch- und Engelsgeschichten belügen, so müssen wir später bei der „Aufklärung“ erst seine Enttäuschung und sein Mißtrauen besiegen. Wie unsagbar leicht und natürlich ist es dagegen, dem Kinde bei seinen göttlich-naiven Fragen einfach zu sagen, wie die Dinge wirklich sind!

Einfach aussprechen was ist! Das ist nicht nur politische Weisheit, das ist auch beste Erziehungswissenschaft. Es ist nur der feste Entschluß zur Wahrhaftigkeit nötig und der Mut zur rechten Antwort. Alle anderen Antworten werden zureichend leichter. Wie die erste Frage lautet, wird, das bedingt die individuelle Erfahrung des Kindes. Das Arbeiterkind, das wenig in der Natur lebt, wird vielleicht an ein hingekommenes Brüderchen oder Schwesterchen seine Fragen knüpfen. Woher ist das gekommen? Andere Kinder werden vielleicht bei jungen Stunden mit solchen Fragen kommen. Aber darüber läßt sich kein Lehrgang schreiben. Sicher ist nur, daß jedes kleine Kind mit dergleichen Fragen aus seinem individuellen Anschauungsfreie kommt. Die Eltern können nur in aller Gelassenheit darauf warten und in natürlichster Seelenruhe und kluger Ehrlichkeit darauf antworten. Sie brauchen die Fragen nicht hervorzuzeigen und sie sollen ihnen nicht ausweichen. Dieses Abwarten und dann das Standhalten sind die einzigen und besten Mittel, eine spätere „Aufklärung“, d. h. ein Umdeuten und Umföhren des Kindes zu vermeiden. Wenn das Kind von frühesten Jugend an gewöhnt ist, sich selber als etwas ebenso natürlich Geordnetes zu betrachten, wie eine Blume und wie ein Tier, so wird es später nicht geschehen, daß die Eltern sich selber vor ihren Kindern schämen oder daß sie eines Tages deren heimlich-gemeines Empfinden mit Entsetzen betrachten.

Fliegende Fuchse.

Diese Riesenfledermäuse suchen meistens die Nähe eines Gewässers auf und ihre Heimat ist die Südküste Schwedens. Es sind dies schwarze rabenartige Geschöpfe, die fortwährend hin und her fliegen; den Kopf nach unten hängend und mittelst der starken Strahlen ihrer Füße an einem starken Zweig ruhend, vom Winde leicht gewiegt in ihre Flügel wie in einen Mantel gehüllt sind. Sind sie mit ihrer Stellung nicht zufrieden, so klettern sie von Ast zu Ast, bis sie den passenden Zweig gefunden haben. Raun gibt es ein Tier, welches drolligere Stellungen einzunehmen weiß, als der fliegende Fuchs. Wenn er klettert, seine Flügel zur Hälfte öffnet und streckt oder Toilette macht. Um einen guten Begriff von seiner Gestalt zu bekommen, ist es nötig, eines dieser Tiere zu schießen. Auf den ersten Blick sieht man, daß der fliegende Fuchs nicht so häßlich ist, als seine Verwandten, der Kopf namentlich ist sogar gut geformt und gleicht mit seinen kleinen Ohren entschieden einem Bären- oder Fuchskopf. Raden, Hals und die ganze Unterseite des Körpers ist mit einem dichten, hellbraunen Pelz bedekt. Während Kopf und Rücken dunkel und die mächtigen Fledermausflügel beinahe schwarz gefärbt erscheinen. Die Breite des Tieres bei ausgespannten Flügeln übersteigt zuweilen 3 Meter und dessen Flug erinnert wegen der langsamen Flügelschläge sehr an jenen unserer Raben.

Während des Tages pflegen die fliegenden Fuchse zu rasten oder über ihren Sammelplätzen zu kreieren. Nach Sonnenuntergang aber fliegen sie in gerader Richtung nach Nahrung aus und legen zu diesem Zwecke oft bedeutende Strecken zurück. Sie

nähren sich von Früchten verschiedener Art, boximier kleine Beeren und von den Wästen des sogenannten Baumwollensbaumes. Eine ausgesprochene Vorliebe zeigen sie für den Palmenwein und man soll bisweilen betrunkene fliegende Fuchse in den Tongefäßen finden, die unter den Palmenkrönen zum Sammeln der gedachten Flüssigkeit angebracht sind.

Nach der großen Zahl, in welcher die fliegenden Fuchse vorkommen, könnte man auf eine rasche Vermehrung der Fuchse schließen, jedoch bringen die Weibchen nie mehr als ein Junges zur Welt. Im März z. B. kann man viele Weibchen mit je einem Säugling an der Seite geklammert herumfliegen sehen. Es scheint, daß die fliegenden Fuchse außer dem Menschen wenig Feinde haben und sich eines langen Lebens erfreuen.

So wehrhaft die großen Fledermäuse mit ihren starken Gebissen und scharfen Krallen erscheinen, so harmlos ist ihre Sinnesart; sie sind sogar sehr leicht zu zähmen und wenig Tiere bezeugen ihrem Wohlwäter eine wärmere Anhänglichkeit.

Aus allen Gebieten.

Kunst und Wissenschaft.

Märtyrer der Polarforschung. Das Komitee der Danmark-Expedition erhielt von Kapitän Trolle folgenden telegraphischen Bericht: „Expeditionsleiter Nylius Erichsen samt Hagen und Brönlund trennten sich am 27. Mai 1907 am Peary-Kanal von Kochs Schlittenabteilung. Nachdem sie durch Kartenaufnahmen bis Ende Juni aufgehalten waren, verhinderte Schneeschmelze ihre Rückreise. Sie waren gezwungen, den Sommer über 125 dänische Meilen vom Schiff entfernt zu bleiben ohne Proviant und ohne Petroleum, lediglich auf ihr Jagdglück angewiesen. Infolge unergiebiger Jagd waren sie bei Beginn ihrer Heimreise am 19. Oktober, die sie mit vier Stunden antraten, entkräftet. Wahrscheinlich reisten sie auf kürzestem Wege über das Inlandsis. Sie marschierten unter verzweifeltsten Verhältnissen bei Mangel an Proviant und Fußbekleidung. Ungefähr 40 dänische Meilen über das Inlandsis vorgebrungen, suchten sie wahrscheinlich nach einem Orte, wo die Resultate ihrer großen Arbeit aufgefunden werden konnten. Sie wählten hierzu das Depot auf 79 Grad. Nylius Erichsen und Hagen starben vor Erreichung dieses Zieles. Nur Brönlund erreichte den Depotplatz, er setzte sein Testament auf und schrieb die letzten Berichte ins Notizbuch. Darauf legte er sich resigniert mit der Wüchse in der Hand nieder und erlitt den Tod durch Erfröhen. Aus dem Notizbuch geht hervor, daß Hagen am 5. November starb; Nylius Erichsen ungefähr zehn Tage später. Brönlund ist begraben worden, Hagens und Erichsens Leichen waren bis dahin unauffindbar, da alles mit meterhohem Schnee bedekt ist.

Ein Notizbuch, das bei Brönlund vorgefunden wurde, als die von der „Danmark“ ausgesandte Hilfsexpedition seine erstarre Leiche antraf, bringt die letzten Grüße der Verunglückten. Kurz vor seinem Tode hat der energische Brönlund laut „Strankf. Zeitung“ folgende Worte geschrieben:

„Ich sterbe November (1907) 79 Grad 19' nach Versuch, über das Inlandsis zurückzulehren. Abnehmender Mond. Dann nicht weiter, wegen Dunkelheit und weil Füße erfroren. Die Leichen der beiden anderen liegen in der Mitte der Förde unweit Bra. Hagen starb 15. November, Nylius ungefähr zehn Tage später. Jörgen Brönlund.“

Gegen den Alkohol.

Alkohol und Lebensdauer. Nach dem 24. Jahresbericht der englischen Lebensversicherung „Abstainers and General Insurance Company“ sind von 1885 bis 1907 in der Abstinenzabteilung nur 485 statt der nach der allgemeinen Sterbetafel zu erwartenden 1072 Todesfälle — also 45,2 Prozent — eingetreten. Die Sterblichkeit der Abstinenz betrug also noch nicht die Hälfte der von der englischen Lebensversicherungsgesellschaft angenommenen Durchschnittsterblichkeit.

In Liverpool haben seit 1904 die Alkoholwirtschäften um 400 abgenommen, obwohl seit diesem Jahre die Einwohnerzahl von 550 000 auf 700 000 gestiegen ist; demgemäß sank die Trunksucht von 29 auf 11 für tausend Einwohner im Jahre.

Der Sieger Alkohol. Einen höchst interessanten Beweis dafür, daß der Alkohol immer noch seine Herrschaft in laum verringertem Maße ausübt, gibt für Berlin Dr. Girschfeld. Darnach bestehen in dieser Stadt 13 198 Restaurants, Bars und

andere Schaenheiten für Alkohol, h. h. mit einer Zahl von 433 930 582 Liter Bier, 24 704 525 Liter Branntwein und 19 956 062 Liter Wein in einem Jahre, wofür 153,5 Millionen Mark (Bier), resp. 26,7 (Branntwein) und 25,5 (Wein) bezahlt wurden. Auf jeden Einwohner Berlins, Frauen und Kinder eingeschlossen, kommen also im Jahr 215 Liter Bier (78,18 Mk.), 12,1 Liter Branntwein (13,14 Mk.), 9,6 Liter Wein (9,52 Mk.), im Durchschnitt pro Jahr 236,5 Liter Alkohol für 100,85 Mk. Da das Durchschnittseinkommen für jeden Berliner 883,20 Mk. beträgt, so wurde also der siebente Teil für den Alkohol ausgegeben. Eine Folgeerscheinung davon ist z. B., daß im Charlottenburger Gemeindefrankenhaus im Jahre 1904 50 Proz. und 1906 30 Proz. aller Kranken Einflüsse der Alkoholismus zeigten. In Dalldorf waren sogar von 1419 Aufgenommenen 540 Alkoholisten. In Blöhensee konnte der verstorbene Sanitätsrat Dr. D e r unter 3227 Gefangenen bei zirka einem Drittel das gleiche feststellen.

Eine solche Anhängerschaft hat also noch immer der Herrscher Alkohol, obgleich die Temperenz- und Abstinenzbewegung in Deutschland große Fortschritte macht.

Schule.

Die Ergebnisse der schulärztlichen Untersuchungen in München. Die Tätigkeit der Münchener Schulärzte, die 20 an der Zahl, wovon eine Ärztin, am 1. Januar 1907 ihre Wirksamkeit begannen, erstreckte sich in dem Rest des Schuljahres 1906/07 auf 24 518 Kinder (10 877 Knaben, 13 641 Mädchen). Davon war die Körperbeschaffenheit gut bei 10 873, mittel bei 12 057, schlecht bei 1588. Erkrankungsformen wurden insgesamt 35 553 festgestellt. Davon entfielen auf Augenkrankheiten usw. 6707, Krankheiten von Mund, Nase, Rachen 5724, Rachitis 3245, Blutaerumt 2128, Krankheiten an Brustorganen (Herz, Lunge) 2066, Strophulose 1639, Ohrenkrankheiten und anormales Gehör 1466 usw. Besonders auffällig ist der elende Zustand der Zähne. Nur 1658 Kinder hatten tadellose, die übrigen mangelhafte oder schlechte Zähne. Hier tritt die Notwendigkeit, die schulärztliche Tätigkeit nicht auf die Untersuchung und etwaige unterrichtstechnische Anordnungen zu beschränken, sondern auf die Behandlung der erkrankten Kinder auszudehnen, besonders deutlich zutage.

Naturwissenschaftliches.

Inselbildung. Die vom Meer völlig unspülten Inseln, die auf hoher See liegen sind nichts anderes als Bauten, die entweder von Korallentieren oder von Vulkanen vom Meeresgrunde aus bis zum oder bis über den Meerespiegel hinaufgeführt worden sind; alle übrigen Inseln stehen ohne Ausnahme im Zusammenhang mit dem Festlande, in dessen Nähe sie liegen; sie sind entweder nur die Trümmer von Steilküsten oder Geschöpfe der sekundären Erhebungen und Senkungen oder Aufschwemmungen von Schlamm und Salzwasser. Diejenigen Inseln, die niemals Festland waren, teilen sich in: Junge, niedrige, von Korallen erbauten Inseln, junge Inseln vulkanischen Ursprungs, alte Inselvulkane, reich an Pflanzen und Tierarten, besonders ausgewandelter Kontinentalarten. Bei den Bruchstücken früherer Festlande unterscheiden wir frisch abgetrennte Inseln mit derselben Pflanzen- und Tierwelt wie das benachbarte Festland. Inseln, die sich in der geologischen Vorzeit abtrennten, alte Kontinentalinseln. Ihre Tier- und Pflanzenwelt zeigt schon Verschiedenheit mit dem Mutterfestlande.

Aus dem Tierreich.

Eine Raupe, welche mit ihrem Vorderbein den Kopf einer Schlange aufs täuschendste nachahmen kann, wurde in Südbrasilien gefunden. Bei der leichten Berührung biegt sie sich rückwärts und ruft, indem sie die Unterseite des Vorderbeins nach oben dreht, völlig den Eindruck eines sich emporredenden Schlängenkopfes hervor. Die beiden Flecke, die die Augen der Schlange vorstellen, werden durch eine Muskelbewegung hervorgerufen, um die Täuschung zu erhöhen.

Viehzucht.

Rotlaufgefahr bei Schweinen. Der Rotlauf tritt am meisten in der heißen Jahreszeit, d. h. in den Monaten Juni, Juli und August auf. Von ihm werden insbesondere die fetten oder bereits angemästeten Schweine befallen. Bedeutend weniger dagegen junge, magere Tiere. Aus diesem Grunde richte man die Mast so ein, daß die gemästeten Schweine bereits im Mai